



Lutz
Seiler

KRUSU



Roman
Suhkamp

suhrkamp taschenbuch 4630

Als seine Freundin verunglückt und er in ein tiefes Loch zu stürzen droht, beschließt Edgar Bendler, nach Hiddensee zu fliehen – auf jene legendenumwobene Insel, die schon vielen Gestrandeten als Zuflucht diente. Er wird Abwäscher im Klausner, einer Kneipe hoch über dem Meer, und lernt Alexander Krusowitsch kennen – Kruso. Eine schwierige, zärtliche Freundschaft beginnt. Von Kruso, dem Meister und Inselpaten, wird Ed eingeweiht in die Rituale der Saisonarbeiter und die Gesetze ihrer Nächte. Nach und nach erschließen sich ihm die Geheimnisse der Insel und des Klausners. Als Ed schon glaubt, wieder einen Platz im Leben gefunden zu haben, erschüttert der Herbst 89 das fragile Gefüge der Inselbewohner. Am Ende steht ein Kampf auf Leben und Tod – und ein Versprechen.

»Ein grandioses Buch, das weit mehr ist als bloß der Roman dieses Jahres.« *Helmut Böttiger, Deutschlandradio Kultur*

Lutz Seiler, geboren 1963 in Gera/Thüringen, lebt in Wilhelms-
horst und Stockholm. Für sein Werk wurde er mehrfach ausge-
zeichnet, u. a. mit dem Deutschen Buchpreis, dem Bremer Lite-
raturpreis, dem Fontane-Preis und dem Uwe-Johnson-Preis.

Lutz Seiler

KRUSO

Roman

Suhrkamp

Erste Auflage 2015
suhrkamp taschenbuch 4630
© Suhrkamp Verlag Berlin 2014
Suhrkamp Taschenbuch Verlag
Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das
der Übersetzung, des öffentlichen Vortrags
sowie der Übertragung durch Rundfunk
und Fernsehen, auch einzelner Teile.
Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet,
vervielfältigt oder verbreitet werden.
Umschlagabbildung: Seekartenausschnitt vom Standort
des Leuchtturms Dornbusch, Hiddensee,
© Bundesamt für Seeschifffahrt und Hydrographie (BSH)
Umschlaggestaltung: Göllner, Michels
Druck und Bindung: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm
Printed in Germany
ISBN 978-3-518-46630-8

KRUSO

Für Charlotta

»Um jedoch auf meinen neuen Gefährten zurückzukommen,
so gefiel mir dieser außerordentlich.«

Daniel Defoe, Robinson Crusoe

Kleiner Mond

Seit er aufgebrochen war, befand sich Ed in einem Zustand übertriebener Wachsamkeit, der es ihm verboten hatte, im Zug zu schlafen. Vor dem Ostbahnhof, der im neuen Fahrplan Hauptbahnhof hieß, gab es zwei Laternen, eine am Postgebäude schräg gegenüber und eine über dem Haupteingang, wo ein Lieferwagen parkte, mit laufendem Motor. Die Leere dieser Nacht widersprach seinen Vorstellungen von Berlin, aber was wusste er schon von Berlin. Bald kehrte er in die Schalterhalle zurück und verkroch sich auf einer der breiten Fensterbänke. In der Halle war es so still, dass er von seinem Platz aus das Knattern hören konnte, mit dem der Lieferwagen draußen abfuhr.

Er träumte von einer Wüste. Am Horizont ein Kamel, das näher kam. Es schwebte in der Luft und wurde dabei von vier oder fünf Beduinen gehalten, was ihnen einige Mühe zu bereiten schien. Die Beduinen trugen Sonnenbrillen, sie beachteten ihn nicht. Als Ed die Augen aufschlug, sah er das cremeglänzende Gesicht eines Mannes, so nah, dass er es zuerst nicht überblicken konnte. Der Mann war alt und sein Mund gespitzt, als wollte er pfeifen – oder als hätte er gerade geküsst. Augenblicklich zuckte Ed zurück, und der Küsser hob die Arme.

»Oh, Verzeihung, Verzeihung, tut mir sehr leid, ich möchte – wirklich nicht stören, junger Mann.«

Ed rieb sich die Stirn, die sich feucht anfühlte, und raffte seine Sachen zusammen. Der Alte roch nach Florena-Creme, sein braunes Haar war in einem steifen glänzenden Bogen nach hinten gelegt.

»Es ist nur so«, begann seine flötende Rede, »dass ich gerade mitten in einem Umzug bin, einem großen Umzug, und jetzt haben wir schon Nacht, Mitternacht, viel zu spät, dum-

merweise, und von meinen Möbeln steht noch ein Schrank, ein wirklich guter, wirklich großer Schrank, draußen auf der Straße ...«

Während Ed sich erhob, zeigte der Mann auf den Ausgang des Bahnhofs. »Es ist ganz in der Nähe, gar nicht weit, wo ich wohne, keine Angst, nur vier, fünf Minuten von hier, bitte, danke, junger Mann.«

Für einen Moment hatte er das Anliegen des Alten ernst genommen. Seine Hand zupfte an Eds überlangem Pulloverarm, als wollte er ihn führen. »Ach kommen Sie, bitte!« Dabei begann er die Wolle langsam nach oben zu riffeln, unmerklich, mit Bewegungen, die allein im Radius seiner talgweichen Fingerspitzen angesiedelt waren, und schließlich spürte Ed ein sanftes, elliptisches Reiben am Puls. »Du willst doch mit ...«

Fast hätte Ed den Alten umgestoßen, beiseitegerammt, jedenfalls war er viel zu heftig gewesen.

»Man wird doch noch fragen dürfen!«, kreischte der Küsser, aber nicht laut, eher zischelnd, fast stumm. Auch sein Taumeln wirkte gespielt, wie ein kleiner, einstudierter Tanz. Sein Haar war ihm in den Nacken gerutscht, und im ersten Moment begriff Ed nicht, wie das geschehen konnte, und erschrak über den Anblick des plötzlich kahlen Schädels, der wie ein kleiner, unbekannter Mond im Halbdunkel der Schalterhalle schwebte.

»Tut mir leid, ich – habe jetzt keine Zeit«, Ed wiederholte »keine Zeit«. Während er hastig die Halle durchquerte, entdeckte er in jeder Ecke verhuschte Gestalten, die mit winzigen Signalen auf sich aufmerksam zu machen versuchten und gleichzeitig bemüht schienen, ihre Anwesenheit zu vertuschen. Einer hob einen braunen Dederonbeutel in die Luft, zeigte darauf und nickte ihm zu. Der Ausdruck seines Gesichts, so warmherzig wie der eines Weihnachtsmanns vor der Bescherung.

In der Mitropa roch es nach verbranntem Fett. Ein feines

singendes Geräusch kam von den Neonröhren in der Vitrine, die leer war, bis auf wenige Tassen mit Soljanka auf einer Wärmeplatte. Wie Klippen standen aus der von einer blassgrauen Membran überzogenen Suppe ein paar ölige Wurst- und Gurkenbrocken hervor, die sich in der unablässig nachströmenden Hitze ein wenig auf und ab bewegten und an die Arbeit innerer Organe erinnerten – oder den Pulsschlag des Lebens, dachte Ed, kurz bevor es zu Ende geht. Unwillkürlich fasste er sich an die Stirn: Vielleicht war er doch gesprungen und das alles seine letzte Sekunde.

Transportpolizei betrat den Gastraum. Die kurzen, halbrunden Schirme ihrer Mützen glänzten, dazu das Kornblumenblau ihrer Uniformen. Sie hatten einen Hund dabei, der den Kopf gesenkt hielt, als schäme er sich seiner Rolle. »Fahr-schein bitte, Ausweis bitte.« Wer keine Weiterfahrt vorweisen konnte, musste augenblicklich das Restaurant verlassen. Füßescharren, Stühlerücken, ein paar duldsame Trinker torkelten hinaus, wortlos und als wäre es nur ihre Pflicht gewesen, diese letzte Aufforderung abzuwarten. Bis zwei Uhr hatte die Mitropa des Bahnhofs fast alle Gäste eingebüßt.

Es gehörte zu den Dingen, von denen Ed wusste, dass sie nicht in Frage kamen, aber jetzt stand er auf und griff sich eines der halbvollen Gläser. Noch im Stehen trank er es aus, in einem einzigen Zug. Zufrieden kehrte er an seinen Tisch zurück. Es ist der erste Schritt, dachte Ed, das Unterwegssein tut mir gut. Er schmiegte den Kopf in seine Arme, in den stockigen Geruch des alten Leders, und schlief augenblicklich ein. Noch immer bemühten sich die Beduinen um das Kamel; aber sie zerrten es nicht in die gleiche Richtung, sondern nach allen Seiten, sie schienen sich überhaupt nicht einig zu sein.

Der erhobene Dederonbeutel – Ed hatte nicht verstanden, was er bedeuten sollte, aber schließlich war es auch das erste Mal, dass er eine Nacht im Bahnhof verbrachte. Obwohl er inzwischen beinahe sicher sein konnte, dass der

Schrank nicht wirklich existierte, sah Ed das Möbelstück des Alten mitten auf der Straße, und jetzt tat es ihm leid – nicht eigentlich der Mann, nur das, was von nun an damit zusammenhängen würde: der Florena-Geruch und ein kleiner Mond ohne Haare. Er sah, wie der Alte zurücktappte zu seinem Schrank, ihn aufschloss und hineinkroch, um zu schlafen, und für einen Augenblick empfand Ed die Bewegung, mit der er sich einrollte und abwandte von der Welt, so stark, dass er sich gern zu ihm gelegt hätte.

»Ihren Fahrschein bitte.«

Sie kontrollierten ihn zum zweiten Mal. Vielleicht wegen der Länge seines Haars, oder es lag an seiner Kleidung, an der schweren Lederjacke, die Ed von seinem Onkel geerbt hatte, eine Motorradjacke aus den fünfziger Jahren, ein eindrucksvolles Stück mit riesigem Kragen, weichem Futter und großen Lederknöpfen, unter Kennern als Thälmannjacke gehandelt (die Bezeichnung wurde nicht abwertend gebraucht, im Gegenteil, eher in einem mythologischen Sinn), vielleicht, weil der Arbeiterführer in allen historischen Filmaufnahmen mit einer sehr ähnlichen Jacke zu sehen war. Ed erinnerte sich: Die seltsam vor sich hin ruckenden Menschenmassen, Thälmann auf dem Podium, sein ruckender Oberkörper, vor und zurück, die ruckende Faust in der Luft, jedes Mal übermannte es ihn, wenn er diese alten Aufnahmen sah, er konnte nichts dagegen tun, irgendwann liefen die Tränen ...

Umständlich zog er das kleine, schon knittrige Stück Papier hervor. Unter der Überschrift DEUTSCHE REICHSBahn waren in verschiedenen, dünn umrandeten Kästchen Ziel, Tag, Preis und die Anzahl der Kilometer abgedruckt. Sein Zug fuhr 3.28 Uhr.

»Was wollen Sie an der Ostsee?«

»Einen Freund besuchen«, wiederholte Ed. »Ferien machen«, fügte er hinzu, weil der Transportpolizist diesmal nichts erwiderte. Immerhin, er hatte mit fester Stimme gesprochen

(Thälmannstimme), obwohl ihm sein »Ferienmachen« noch im selben Moment vollkommen unzulänglich und unglaublich vorkam, geradezu plump.

»Ferien, Ferien«, wiederholte der Transportpolizist.

Es war eine Art Diktierstimme, mit der er gesprochen hatte, und sofort begann das graue, kastenförmige Sprechfunkgerät, das mit einem Lederband auf seiner linken Brust befestigt war, leise zu knistern.

»Ferien, Ferien.«

Offensichtlich genügte dieses eine Wort; es enthielt alles, was man von ihm wissen musste. Alles über seine Schwäche und Verlogenheit. Alles über G., seine Angst und sein Unglück, alles über seine zwanzig hölzernen Gedichte aus dreizehn Schreibanfängen in hundert Jahren und alles über die tatsächlichen Gründe dieser Reise, wie sie Ed bisher selbst kaum begriffen hatte. Er sah die Zentrale, das Büro der Transportpolizei, irgendwo weit oben, über der stählernen Konstruktion dieser Juninacht, eine kornblumenblaue Kapsel, verglast und sauber mit Linoleum ausgelegt, die den unendlichen Raum seines schlechten Gewissens durchquerte.

Er war jetzt sehr müde, und das erste Mal in seinem Leben hatte er das Gefühl, auf der Flucht zu sein.

Trakl

Nur drei Wochen waren vergangen, seit Dr. Z. ihn gefragt hatte, ob er nicht willens wäre (er gebrauchte diese Formulierung), seine Abschlussarbeit über den expressionistischen Dichter Georg Trakl zu schreiben. »Vielleicht kann sich später sogar mehr daraus ergeben«, hatte Z. hinzugefügt, stolz auf die Attraktivität seines Angebots, an das offensichtlich keine weitere Bedingung geknüpft werden sollte. Auch gab es keinerlei Beiklang in seiner Stimme, keine Geste des Mitleids, wie sie Ed mehr als einmal sprachlos gemacht hatte. Für Dr. Z. war Ed in erster Linie jener Student, der jeden der behandelten Texte auswendig hersagen konnte. Auch wenn er sich dafür in die entlegenste Ecke des Seminarraums verkroch und sein dunkles, schulterlanges Haar vors Gesicht hängen ließ, so redete er doch, irgendwann, hastig, lange und in sauber ausformulierten Sätzen.

Zwei Nächte schlief Ed kaum, um alles über Trakl zu lesen, was in der Institutsbibliothek vorrätig war. Die Trakl-Literatur befand sich im letzten einer Reihe schmaler Durchgangszimmer, wo man in der Regel allein und ungestört blieb. Ein kleiner Arbeitstisch stand unter dem Fenster, mit Ausblick auf den winzigen Garten und die unförmige, von Spinnweben überzogene Laube im Hinterhof, in die sich der Hausmeister des Instituts tagsüber zurückzog. Wahrscheinlich wohnte er auch dort, über den Mann kursierten die verschiedensten Gerüchte.

Die Bücher standen sehr weit oben, fast unter der Decke, man musste die Leiter benutzen. Ohne die Leiter erst Richtung *T* und *Tr* zu verschieben, war Ed hinaufgestiegen. Umständlich lehnte er sich zur Seite und zog Buch für Buch aus dem Regal. Die Leiter wurde unruhig, mahnend tackerten ihre stählernen Haken gegen die Schiene, wo sie eingehängt

war, was Ed jedoch nicht vorsichtiger machte, im Gegenteil. Er beugte seinen Oberkörper noch ein Stück weiter Richtung Trakl und dann noch ein Stück und noch ein wenig. In diesem Moment hatte er es gespürt, das erste Mal.

Am Abend, wenn er am Schreibtisch saß, sprach er die Gedichte halblaut vor sich hin. Jeder Wortklang verknüpfte sich mit dem Bild einer großen kühlen Landschaft, die Ed vollständig gefangennahm; weiß, braun, blau, ein einziges Geheimnis. Schreiben und Leben des Georg Trakl – Pharmaziestudent, Heeresapotheker, Morphinist und Opiumesser. Neben Ed, in seinem Sessel, den er mit einem Laken bedeckt hielt, lag Matthew und schlief. Ab und zu drehte die Katze ein Ohr in seine Richtung, manchmal zuckte das Ohr, heftig und mehrmals hintereinander, als stünde der alte Sessel unter Strom.

Matthew – der Name stammte von G. Sie hatte das Tier gefunden, in einem Lichtschacht im Hof, winzig, schreiend, ein Flausch, kaum größer als ein Tennisball. Sie hatte zwei oder drei Stunden vor dem Schacht gehockt und es schließlich herausgelockt und nach oben getragen. Bis heute wusste er nicht, wie G. auf diesen Namen gekommen war, und er würde es niemals erfahren, es sei denn, die Katze würde es ihm sagen, irgendwann einmal.

Allen Hilfsangeboten hatte Ed sich entzogen. Er besuchte Seminare und legte Prüfungen ab, für die ihn Sektionsdirektor Professor H. gern freigestellt hätte: Die verständnisvolle Neigung seines großen Schädels, das gütig gewellte Haar, weiß und glänzend, und die Hand an seinem Arm, als er Ed im Treppenhaus des Instituts beiseitenahm, vor allem aber: seine samtene Stimme, der sich Ed gern hingeeben hätte ... Aber Wissen war nicht sein Problem. Und Prüfungen ebenfalls nicht.

Alles, was Ed las in dieser Zeit, prägte sich ein, wie von selbst und buchstäblich, Wort für Wort, jedes Gedicht und jeder Kommentar, alles, was ihm vor Augen kam, während

er allein zu Hause saß oder an seinem Tisch im letzten Raum der Bibliothek und auf die Hütte des Hausmeisters starrte. Sein Dasein ohne G. – fast war es eine Art Hypnose. Wenn er daraus auftauchte, nach einer bestimmten Zeit, summite das, was er gelesen hatte, in seinem Schädel. Das Studieren war eine Droge, die ihn ruhigstellte. Er las, er schrieb, er zitierte und rezitierte, und irgendwann ließen die Mitleidsbekundungen nach, die Hilfsangebote verstummten, die besorgten Blicke blieben aus. Dabei hatte Ed nie mit jemandem darüber gesprochen, weder über G. noch über seine Situation. Nur wenn er zu Hause war, redete er, unentwegt plapperte er etwas vor sich hin, und natürlich sprach er mit Matthew.

Nach seinen ersten Tagen mit Trakl hatte Ed nur noch Lehrveranstaltungen von Dr. Z. besucht. Lyrik des Barock, der Romantik, des Expressionismus. Laut Studienplan war das nicht erlaubt. Es gab Anwesenheitslisten und Eintragungen ins Studienbuch. Eine Tatsache, der sich auch Dr. Z. auf Dauer nicht würde verschließen können. Auf gewisse Weise schien Ed noch immer geschützt. Selten geschah es, dass ein Kommilitone den Versuch unternahm, statt seiner das Wort zu ergreifen. Lieber hörte man ihm zu, eingeschüchtert und fasziniert zugleich, als wäre Ed ein exotisches Wesen aus dem Zoo des menschlichen Unglücks, umgeben von einem Wassergraben furchtsamer Achtung.

Nach vier Jahren im selben Studiengang hatten alle die passenden Bilder im Kopf: G. und Ed an jedem Morgen Hand in Hand auf dem Parkplatz vor dem Institut; G. und Ed und die lange, zärtliche, nicht nachlassende Umarmung, während der Vorlesungssaal sich langsam füllte; G. und Ed und ihre Szenen am Abend im Café Corso (zuerst ging es um etwas, dann um *alles*) und dann, spätnachts, die überschwänglichen Versöhnungen, draußen auf der Straße, an der Straßenbahnhaltestelle. Aber erst, nachdem die letzte Bahn abgefahren war und sie nach Hause laufen muss-

ten, drei Stationen bis zum Rannischen Platz und von dort noch einmal ein Stück zu Fuß bis vor ihre Tür. Während die Tram ihre letzten Kurven machte auf ihrer letzten Fahrt durch die Stadt und das höllische Jaulen und Kreischen des stählernen Fahrwerks die Nacht über Halle erfüllte wie ein Vorbote des Jüngsten Gerichts.

Ed, so hatte G. ihn genannt, manchmal auch Edsch oder Ede.

Ab und zu (immer öfter) stieg Ed auf die Leiter, um es zu spüren. Er nannte es den *Stoff der Piloten*. Zuerst das zitterige Schlagen der Haken. Dann das betörende Strömen, ein Schauder, der ihm ins Mark fuhr, in die Lenden – die Anspannung ließ nach. Er schloss die Augen und atmete tief. Er war ein Pilot in seiner Kapsel, er hing in der Luft, am seidenen Faden.

Vor der Hütte des Hausmeisters blühte seit Tagen der Flieder. Ein Holundergebüsch quoll direkt unter der Türschwelle hervor. Die Spinnweben im Türrahmen waren zerrissen, und ihre Enden schaukelten im Wind. Der Mann ist zu Hause, dachte Ed. Manchmal sah er ihn durch seinen verwilderten Garten schleichen oder bewegungslos dastehen, als lausche er auf irgendetwas. Wenn er seine Hütte betrat, tat er das sehr vorsichtig, mit ausgebreiteten Armen. Trotzdem klirrte es schon beim ersten Schritt, ein Meer von Flaschen bedeckte den Boden.

Eines der Gerüchte besagte, der Hausmeister sei habilitiert und ehemals im Ausland tätig gewesen, sogar »im NSW«, wie es hieß. Jetzt gehörte er zur Kaste der Ausgestoßenen, die ihr eigenes Leben lebten, der Garten und die Hütte waren Teil einer anderen Welt. Ed versuchte sich vorzustellen, was der Mann zum Frühstück aß. Er fand kein Bild, aber dann sah er einen kleinen Camembert (»Rügener Badejunge«), den der Hausmeister auf einem abgenutzten Schneidebrett in kleine mundgerechte Viertel schnitt. Er spickte die Käsecken auf die Spitze seines Messers und schob sie sich in den

Mund, Stück für Stück. Für andere schwer vorstellbar, dass einsame Menschen überhaupt etwas essen, dachte Ed. Für ihn hingegen war der Hausmeister der einzige wirkliche Mensch in dieser Zeit, einsam und verlassen wie er selbst. Für einen verwirrenden Augenblick schien unklar, ob Ed sich lieber in die Obhut des Hausmeisters und seiner Hütte begeben hätte als unter die Fittiche Dr. Z. s.

Um 19 Uhr schloss die Institutsbibliothek. Gleich nach seiner Heimkehr fütterte er Matthew. Er gab ihm Brot, ein in Scheiben geschnittenes Würstchen und etwas Milch. Früher war das G.s Aufgabe gewesen. So zuverlässig Ed für Matthew sorgte, hatte er doch noch immer nicht verstanden, dass Katzen keine Milch, aber Wasser benötigten zum Überleben. Deshalb wunderte es ihn, wenn das Tier im Hydrotopf mit der Zitronenpflanze scharrte, sobald er das Zimmer verließ. Wie angewurzelt stand er in der Küche und hörte das Geräusch. Das Klacken, mit dem die Kieselsteinchen aus dem Topf auf den Schrank und von dort auf die Dielen regneten. Er konnte nichts anderes tun, als zu lauschen. Er konnte nicht glauben, dass diese Dinge zu seinem Leben gehörten – dass er es war, dem all das geschah.

Matthew

Dann, am Vorabend seines vierundzwanzigsten Geburtstags, war Matthew verschwunden. Die halbe Nacht hatte Ed gelesen, für das Brockes-Seminar von Dr. Z.: »Indem ich nun bald hin, bald her / Im Schatten dieses Baumes gehe ...« Irgendwann war er eingeschlafen an seinem Tisch. Am Morgen ging er ins Institut, über den Rannischen Platz bis zum Markt und Richtung Universität, die Barfüßerstraße entlang. In der engen, dunklen Straße lag der Merseburger Hof, wo Ed vor Beginn seiner Lehrveranstaltungen einkehrte, um Kaffee zu trinken. Der fettverschmierte Text auf